

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 70 (1944)
Heft: 2

Artikel: Das Wiedersehen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-481760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wiedersehen

Im Mai vierzig war's, am zehnten genau. Die Sonne stach vom Himmel, der Aif drückte und spielte auf den Rückenwirbeln Klavier, das Bajonet spielt mit dem Spaten Schlagzeug dazu. In den genagelten Kindersärgen quietschten die Blasen und ripsten die Socken. Die Knie waren weich und die Schritte daher mild und federnd. Der Stahlhelm drückte, die Zunge hing zum Mund heraus, die Gurgel war trocken wie die Wüste Sahara, der «Charscht» wurde auf alle möglichen und unmöglichen Arten gefragt. Staubig und schnurgerade zog sich die Straße hin, magere Bäumchen zierten ihren Rand. Und wir: «links... links... links...» Ganz automatisch wedelten die Beine und der Schweiß zog Bachrinnen in die staubigen Gesichter.

Das Stimmungsbarometer stand wohl zehn Grad unter Null. An unserer feldgrauen Kolonne vorbei schneuzte Auto über Auto, alle schwer bepackt. Auf den Schutzbrettern waren Zainen, Wäschekörbe und Kisten aufgepackt. Das waren die Eidgenossen, deren Wahrspruch lautete: «Lieber e paar Tag lang en schlächte Cheib, weder 's ganz Läbe lang food.»

Und wir marschierten aus der Innerschweiz Richtung Grenze, mit der ganzen Haushaltung am Rücken. Gedanken wälzten sich unter jedem stahlblechernen Kopfbehälter, einer rabschwärzer als der andere. — 's war ja jedesmal erhebend, an den Augustfeiern, wenn der Lehrer, oder Pfarrer, oder Gemeindepräsident so schöne Sachen von «Vaterland», «letschter Blutstropfen», «Ahnenschafzolz», «solange sich eine Ader in uns reeeggt» den staunenden Mitbürgern von der flaggenbehängten, tannreisbekränzten Rednerkanzel herab entgegengedonnert hatte. Aber nun schien es, als ob das mit dem «letzten Blutstropfen», bitterer Ernst werden könnte. Was mich betrifft, ich war gar nicht entzückt, jetzt schon meine Blutstropfen ausrinnen zu lassen, da wollen wir ganz ehrlich sein. Erst zwanzig Jahre alt, das Leben begann doch erst so recht schön zu werden. Der Himmel war blau, Bäume blühten und die Wiesen waren ein Blumenteppich. Und da lebte doch jemand, hatte mein Herz erobert und hielt es fest, der jeden zweiten Tag einen Feldpostbrief bekam und mir dafür ein Päcklein schickte. ... Ich weiß nicht, aber die Stimmung war wirklich nicht rosig. Im Hinterland mobilisierte die Armee und wir zogen der Grenze entgegen. Jeder war felsenfest überzeugt, daß in ein paar Stunden die Kugeln um den Stahlhut pfeifen würden.

«Die gopfverdammte Chöge sölled nu choo, däne wämmer lehre, eus dä Pfingsturlaub z'verchaibe ...» das war der Ausdruck unseres Denkens. Und ich, der Benjamin der Kompanie, hatte meine ganz besondern Wünsche: Vor dem Kampf und dem ins-Gras-beißen möchte ich noch einmal so recht «Guetzli»

essen! Nicht einmal Meringues und Crèmeschnitten und solche delikaten Sachen waren Gegenstand meines Gluschtes. Braune, kreisrunde Makrönli schwieben mir vor. Auch der Gedanke an gelbliche Bretzeli mit weißem Zuckerguß ließ mich immer wieder leer schlucken. Ich tat einen feierlichen Schwur: Wenn ich aus diesem Krieg lebendig heimkomme, dann kaufe ich zu allererst einmal einen ganzen Sack Makronen und Bretzeli! Durch diese süßen Aussichten wurde der Tippel für mich etwas weniger frostlos; ich begann sogar zu pfeifen. Aber mein Nebenmann knurrte:

«Du chasch guet pfiife — ich ha Frau und Chind ...»

So gegen Abend kamen wir in ein Dorf, ich weiß nicht mehr, das wievielte es war, das wir schon durchwalzt hatten. Aber mitten drin bogen wir von der Hauptstraße ab und marschierten gegen das Schulhaus und — «Abteilig halt, Säck vor Pfuehf!»

Au, das tat gut. Nach und nach begriffen wir, daß es mit dem Sterben und ins Gras beißen doch nicht so pressiere; für diese Nacht wurde wenigstens Quartier bezogen. Ich dachte an meinen Makrönli-Schwur und fand, es sei klüger ihn einzulösen, solange ich noch todlicher lebendig sei. Man könnte es jetzt verwirklichen, dieses Gelübbe, wenn ... ja, lieber Leser, Sie wissen doch, wie's in einem Soldatenpfermonnaie am Zehnten, Zwanzigsten und Letzten aussieht? Es war freilich der Zehnte, also Zahltag. Aber so quasi fünf Minuten vor Beginn des Heldenlebens hatte doch der Fourier keine Zeit, an solch banale Sachen wie Soldauszahlen, zu denken. Einer vom Nachrichtenzug hatte erzählt, sobald wir eigentlicher Kriegsdienst leisten müßten, bekämen wir statt zwei acht Franken pro Tag. Bis jedoch unser Fourier ausgetüftelt habe, wieviel er auszahlen müsse, sei der Krieg schon wieder vorüber.

Wir hatten uns in unserem «Furrer» indessen schwer gefäuscht. Nach dem Hauptverlesen, an dem sogar von «Ausgang» die Rede war, rief der Alte: «Fourier, Sold verteilen! ...»

Hei, ging da ein Aufschaufer durch die Männer. Der Fourier schlug seine Absätze zusammen und kam mit seiner Schuhsschachtel voll Soldsäcklein dahergestellt. Es ging nicht lange ... so hatte ich vier funkelnagelneue Fünfernötlein in der Hand. Jetzt aber los, wie die Kugel aus dem Rohr, zum nächsten Bäcker. Mit einem großen Sack voll Makrönli und Bretzeli und einem Nötlein weniger stieg ich bald wieder die ausgetretenen Stufen herunter und begab mich auf die Suche nach einem idyllischen Platz für meine Galgenmahlzeit. Diese wurde auf einer Holzbeige, plaziert zwischen einer Blumenwiese und einem Murmelbach, abgehalten. Genießerisch drückte ich die weißen, braunen und gelblichen Guetzli in

**Langsam
Fahren-Reiten
Busse 3.50 Fr.**

Da isch me schöö am Seil miteme alte Gaul!

meinen Kropf. Zum Schluß wurde mir mordschlecht, weil der Bäcker mir seine ältesten Ladenhüter von Makrönli angehängt hatte. Seitdem will ich von diesen Dingern nichts mehr wissen, nein ...

Das alles stand lebhaft vor meinen Augen, als ich kürzlich in einem Geschäft eine Fünfernote herausbekam. Ich betrachtete sie näher, und siehe da, was stand darauf geschrieben: Lmg. S. W. B. 10. V. 40. Letzter Sold.

Ja richtig, das hatte ich in meinem Seelenschmetter und Guetzi-Katzenjammer mit dem Fülli auf das eine Nötlein geschrieben. ... Nein, ein Held war ich nicht!

Inzwischen bin ich eine rauhe, abgebrühte Kriegsgurgel geworden. Und wenn die Lage wieder so drohend würde — säckeweise Guetzli könnte ich nicht mehr kaufen. Geld habe ich zwar jetzt genug, so daß ich im Dienst auch den Zehnten, Zwanzigsten und Letzten mit Ehren bestehen kann, aber — es mangelt mir jetzt an den kleinen, bläulichen Papierchen, auf denen «MC» steht.

Die Fünfernote ist den Weg aller Fünfernoten gegangen. Die beschriebene dorhlin zurück, woher ich sie empfangen hatte: an den Staat via Steueramt.

Wenn ich sie aber das nächste Mal antreffe, dann behalte ich sie und rahme sie ein.

Und wenn Sie, lieber Leser, ihr zufällig begegnen, dann sagen Sie, ich lasse sie grüßen und mir gehe es gut.

Wabli



Das schönste an der Schule ist für den kleinen Max der Heimweg. Eigentlich braucht er nur 10 Minuten, aber ...



es wird oft eine Stunde daraus. Man „schleift“ oder tappt in die Pfützen. Und wenn's gar Schnee gibt!



„Ist denn Ihrer auch noch nicht daheim? Bei dem schlechten Wetter holen sie sich gleich den Husten!“



„Keine Angst, ich gebe dem Buben immer Gaba auf den Schulweg mit. Gaba schützt vor Husten und Heiserkeit.“